

bleiben die Positionen unbefriedigend. »Bewertungen«, heißt es, »gehören zur Einpassung in einen Betrieb, der Werke als Waren auspreisen muss« (87). Das stimmt zwar, ist aber nur die halbe Wahrheit. Denn Bewertungen gab es auch schon vor dem Kapitalismus, und auch jenseits des Kapitalismus wird es sie geben, weil sie, so allgemein gesprochen, einfach lebenswichtig sind: Orientierung stiftend, Komplexität reduzierend und eben nicht notgedrungen Ausdruck der Subsumption unters Kapital.

Verallgemeinerungen wie die zitierte durchziehen den Essay, und sie tun ihm als ganzem nicht gut. Denn damit totalisiert Verf. nicht weniger als das System, das er vorgibt zu beschreiben. Und dann noch die Kosten: Die Klage über die Kunst unterm Kapital führt nämlich zu einer merkwürdigen Verherrlichung der »vorkapitalistischen Epoche« (22), als Kunst angeblich noch »einer Gemeinschaft« (54) gedient habe. Und sie bringt, indem sie unter Berufung auf Marx moderne Vergesellschaftung als ›zweite Natur‹ beschreibt, eine zugleich biologistische und verkitschte Lobpreisung einer gewissermaßen vorgesellschaftlichen ›ersten Natur‹ mit sich. Zu der gehöre das »Verhältnis zwischen Mutter und Kind«, weil die Gabe noch unbedankt, also Geschenk ohne Gegengeschenk, bleiben müsse/könne, während »das Danken schon zur zweiten« gehört, »von der alles überfrachtenden Realabstraktion des Warentausches bestimmt« (22). Dass diese Wirtschaftsweise »aus Dichtern Deppen und aus Kunst Kalauer« (18) macht, geschenkt. Aber eben nicht immer, nicht nur und nicht aus allen und allem gleichermaßen. Konsumieren sollten wir dieses Buch schließlich doch gerade, weil Ripplinger kein Depp und die Kunst, die er beschreibt, nicht zum Totlachen ist.

Jens Kastner (Wien)

Bal, Mieke, *Lexikon der Kulturanalyse*, aus d. Engl. v. Brita Pohl, Turia + Kant (akaltexte #3), Wien-Berlin 2016 (211 S., br., 24 €)

Lexika, die mit ihrem Genre spielen, gibt es schon eine ganze Weile – von Ambrose Bierces bekanntem *Cynic's Word Book* über Klaus Weimars weniger bekannte *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft* bis zum *Abécédaire* Gilles Deleuzes. Ihre Not ist stets, dass einerseits die strukturierte Präsentation eines Felds gewünscht und notwendig ist, zugleich jedoch diese Reduktion aufs Paradigmatische bedeutet, dass der Lexikograph in Bezug auf das zu Wissende »tut was er kann, um sein Wachstum zu hemmen, ihm die Lebendigkeit zu nehmen und die Methodik zu mechanisieren«, wie Bierce schreibt (*The Enlarged Devil's Dictionary*, New York 1967, 179). Dies zu wissen und darob nicht zu resignieren mag der Grund sein, warum nicht wenige dieser Lexika, die keine sein wollen, so überaus gelungen sind – das gilt auch für Mieke Bals Lexikon, in dem entlang der üblichen Begriffe, die als erkenntnisleitende Werkzeuge vorgestellt werden, skizziert wird, was *cultural studies* sein mögen.

Die untersuchten Begrifflichkeiten sind nicht unbedingt *nominal*: *Framing* etwa ist nicht zufällig kein Nomen, sondern eine »Verbform« – der »Akt des Framing [...] erzeugt ein Ereignis« (42). Über solche sprachlichen Sensibilisierungen wird Erfahrung ermöglicht an und mit Begriffen, die dies hier nicht allein sind: Sondern Impulse dessen, was sich als Kulturanalyse dann je realisiert. Es sind *tools*, die, wie Bal schreibt, »dem Gegenstand erlauben zu antworten« (16), also etwa Kultur als mehrfache zu denken helfen: nicht einfach als Objekt, sondern als etwas, das im Gespräch mit der Methode sich konturiert, ihm über die »Falte« verbunden ist oder sich auch beredt entzieht, als Krise der Methode, die nur vereinnahmend noch fassen könnte, was durch einen Sprung/ Spalt (*gap*) sich sozusagen der Fragestellung verwehrt. Das Altgriechische bietet für die Mitte zwischen aktivem Subjekt und passivem Objekt und deren Binarität das Medium,

worin sich ausdrückt, dass eine Handlung sich auf den Handelnden unmittelbar auswirkt (vgl. 23, 45f). Jede Binarität, die Schattierungen verstellt, ist problematisch, weshalb man, so Bal, »einen nicht-binären Schreibstil« (56) beherrzigen müsse. In ihm wäre das Objekt nicht nur Objekt, aber auch das Subjekt nicht nur souverän, es erführe sich in »Bewegung«, was bedrohlich sein mag, aber auch eine Chance – jene »der wurzellosen Existenz« (93), wie Bal das Schrecknis mit Badiou liest: Denkbar wird der Positionswechsel, die neue Methode, der neue Diskurs. Höchst anschaulich ist, wie Adorno nicht etwa als Kommentar zur Lyrik gelesen wird, sondern als Teil dessen, was lyrisches Sprechen sei, das zuvörderst die Skrupel der avancierten Rede reflektiere – indem, und dieser Einfall ist geradezu genial, sein berühmtes Diktum qua Zeilenumbruch zum Poem wird: »Kulturkritik findet sich / der letzten Stufe der Dialektik / von Kultur und Barbarei gegenüber: / nach Auschwitz / ein Gedicht zu schreiben, / ist barbarisch, und das / frisst auch die Erkenntnis an, / die ausspricht, warum / es unmöglich ward, / heute Gedichte zu schreiben.« (78) Exzellent ist auch, wie *research* – mit dem *re-*: ein »quälendes Präfix« (141) – hier dadurch betrieben wird, dass der Begriff als Versuch dargestellt wird, »unerwartete Ergebnisse« (146) zu verstehen. Diese könnten außerhalb des Verstehenshorizonts einer Methode leicht bagatellisiert werden, etwa als Messfehler und dergleichen. Doch gilt es das Unerwartete gegen die Leichtfertigkeit zu verteidigen, solche Ergebnisse beispielsweise als Falsifikation des Erwartungshorizonts nicht ernst zu nehmen, wiewohl auch nicht alles *Empfangene* unkritisch in Deutungen einzubeziehen ist, ohne je die Methodenfrage zu stellen und Empfänglichkeit solcherart esoterisch nur zu inszenieren, wiederum als Willkür, nun aber schlicht vor jeder Methodik oder Epistemologie.

In all den Artikeln, die man als enzyklopädische Konstellation von Essays beschreiben könnte, schimmert das Spiel durch, das zu unterschlagen unseriös wäre, das zu thematisieren und zu durchdenken hingegen das Spiel selbst wissenschaftlich werden lässt. Das ist beglückend; wie auch die Momente in der Kulturanalyse, die Bal kennt, wie sie unter *serendipity* einräumt: »Manchmal steht das Glück der Kulturanalysiererin bei.« (143) Bei Bal scheint das geradezu die Regel zu sein, verschlagwortet als Verhaltensweise der Kulturwissenschaft im Kleinen (*zoom*) und im Großen (*zapping*), wenn einerseits *close readings* erhellen, was Kulturwissenschaft zu leisten vermag, wie andererseits Bezüge hergestellt werden, also das Detail solchen Zoomens schon paradigmatisch wird. Einzig bedauert man angesichts dessen, dass nicht noch mehr Material geboten wird, was aber der Rahmen auferlegt – das Buch zerfiele sonst, es verlöre die Balance, wo die Schwebe hier gewahrt bleibt. Dass dem *Glücken* Raum gelassen und damit »die Macht des begabten Subjekts relativiert« wird (146), zeigt, wie souverän das Buch entwickelt wird. Beeinspruchen lässt sich allenfalls die Behauptung, Adorno habe das Konzept der Performativität »präfiguriert [...], ohne das Wort zu gebrauchen, das noch nicht existierte« (79) – 49 mal findet sich indes *performance* etc. in seinen Schriften, vor allem in den englischsprachigen Texten.

Bals Lexikon fordert *Enthusiasmus* zu ermöglichen ein, weil die »Vorstellungskraft zu verwerfen, zu vernichten, [...] ein Verbrechen« sei, und zwar unter anderem an den Schülern, Studenten und Akademikern: »Sie sehnen sich nach Wissen und Einsicht«, werden durch die institutionellen Austrocknungen aber buchstäblich krank gemacht – und »Menschen zu schaden, sie körperlich und geistig zu verletzen, ist ein Verbrechen« (190f). Womit das Buch, das des Genres wegen kein »Schlusswort verlangt oder auch nur erlaubt« (191), ein wunderbares Schlusswort *hätte* – unter vielen möglichen anderen. In einem gelungenen »Nachtrag«, der die Anliegen dieser spezifischen Kulturanalyse noch-

mals akzentuiert, arbeitet Wolfgang Müller-Funk heraus, wie diese »auf die Form der Darstellung zurück[schlagen]« – was auszuloten »das eigentliche Thema« des Lexikons sei (194f).
Martin A. Hainz (Baden bei Wien)

Pädagogik

Walz, Sarah, *Wandel der Hochschulstruktur durch weiche Steuerung. Das Beispiel der Freien Universität Berlin*, Reihe Hochschule, Bd. 10, BdWi-Verlag, Marburg 2016 (152 S., br., 8 €)

Die ›Bologna Reform‹ sei »zur neuen lernfeindlichen Wirklichkeit bürokratisch und ökonomisch mishandelter Universitäten geworden«, stellt Wolf-Dieter Narr, Prof. em. am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin, auch aus eigener Erfahrung im Vorwort klar und deutlich fest. Der »Umbau zur ›unternehmerischen‹, zur hochgradig ökonomisierten Hochschule« sei »dem offenen und pluralistischen wissenschaftlichen Diskurs und einer entsprechenden Lehr- und Forschungskultur abträglich« und habe »auch zu heftigen personellen und geistigen Schließungs- und Ausgrenzungsprozessen [ge]führt« (11). Die Vermittlung der Kompetenzen für technische und ökonomische Prozesse und die internationalen Märkte sei ins Zentrum von Lehren und Forschung gerückt; Gesellschaft und Politik, Soziologie und Politikwissenschaften seien dagegen »personell und inhaltlich weitgehend eingedampft« worden. »Das sind bedrohliche und antidemokratisch wirkende Entwicklungen.« (12) Sarah Walz, die Politikwissenschaft studiert und sich hochschulpolitisch engagiert hat, hat mit ihrer hier veröffentlichten Diplomarbeit den Mut, die Umsetzung der Reformen und ihre Folgen am Beispiel der Freien Universität Berlin und dort insbesondere in den Politikwissenschaften aufzudecken und zugleich den Widerstand gegen sie zu würdigen (vgl. 15).

Die ›Bologna-Reformen‹ werden in der öffentlichen Diskussion meist positiv und unkritisch als Übergang von der durch die alten Hochschulgesetze reglementierten ›harten Steuerung‹ zu einer durch die neue Hochschulautonomie ermöglichten ›weichen Steuerung‹ dargestellt. ›Weiche Steuerung‹ heißt, dass die Hochschulen ihre Organisations- und Entscheidungsstrukturen und -prozesse weitgehend selbstständig aufbauen und regeln können. Weniger gesetzlich geregelt bedeutet aber nicht, dass sie auch demokratisch legitimiert sind (vgl. 18). Denn der Abbau der bisherigen gesetzlich geregelten akademischen Selbstverwaltung führt zum Aufbau einer die Organisation und Steuerung bestimmenden Präsidialverwaltung, vergleichbar der betriebswirtschaftlichen Steuerung von Unternehmen. Der Begriff ›weiche Steuerung‹ signalisiert zwar eine nicht-hierarchische Steuerung, weil sie über Vereinbarungen mit den Professuren innerhalb der Hochschulen geregelt wird. Es sind aber Vereinbarungen, die meist von der Hochschulleitung diktiert werden. Der erweiterte gesetzliche Rahmen ermöglicht ihr dafür die Handlungsfreiheiten. Die Steuerung der Hochschulen wird daher keineswegs ›weicher‹, sondern nach der Maßgabe ökonomischer Effizienz ›härter‹ als jemals zuvor. Der Begriff erweckt zudem den Eindruck, »weiche Steuerung gebe einer breiteren gesellschaftlichen Willensbildung auf informeller Ebene Raum« (26). Dagegen ist sie vielmehr, wie die Autorin feststellt, »ein Konzept der Postdemokratie, das im Rahmen gesteuerter Akzeptanz Eliten in Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft Entscheidungen überträgt« (26f), auch indem die Leitungsorgane der Aufsicht externer Hochschulräte unterstellt werden, die »am wenigsten demokratisch legitimiert« sind (41). »Weiche Steuerung ist kein Konzept für das Volk als Souverän.« (27)